

Risiken der Assimilation sozialer an ökologische Problemstellungen

Stephan Lorenz

Beitrag zur Ad-Hoc-Gruppe »Die ökologische Krise als soziale Frage«

Soziale Frage und ökologische Frage

Die *Soziale Frage* beschäftigt gesellschaftliche Akteure wie auch die Soziologie seit dem 19. Jahrhundert. Im Übergang von feudalen Agrargesellschaften zu bürgerlich-kapitalistischen Industriegesellschaften kam es zu massiven sozialen Verwerfungen. Auf dem Weg vom Land in die Stadt, von feudalen Abhängigkeiten zu – nach und nach – politischer Beteiligung im nationalstaatlichen Rahmen, von ländlichen zu industriellen Arbeits- und Lebensweisen, wurden traditionelle Lebensgrundlagen zurückgelassen, während die gesuchten, vielleicht erhofften neuen Lebensweisen sich für viele nicht einlösen ließen. Neben den Industrialisierungserfolgen, technologischem Fortschritt und neuem Reichtum kennzeichnen massenhafte Verarmungen (Pauperisierung) die Lebensumstände der frühindustrialisierten Gesellschaften des 19. Jahrhunderts. Die breite Etablierung neuer sozialer Sicherungssysteme in demokratischen Wohlfahrtsstaaten gelang in den europäisch-modernen Gesellschaften erst nach den Weltkriegen des 20. Jahrhunderts.

Schon zeitlich unterscheidet sich die *Ökologische Frage* in Form einer globalen ökologischen Krise davon deutlich. Diese „Ära der Ökologie“ (Radkau 2011) beginnt um 1970. Sie tritt somit erst in Erscheinung, als die sozialen Probleme in vieler Hinsicht gelöst oder absehbar und zunehmend lösbar erscheinen. Selbst gesellschaftskritische Positionierungen dieser Zeit nehmen die verringerten Ungleichheiten und die breite Beteiligung am materiellen Wohlstand zur Kenntnis, kritisieren die Gesellschaften vielmehr gerade als Massenkonsum- und Überflusgesellschaften (exemplarisch Marcuse 1969; Baudrillard 2015). Soziale Ungleichheiten gibt es offensichtlich weiterhin. Sie gestalten sich aber „feiner“ (Bourdieu 1999) und die unteren Schichten wurden im „Fahrstuhl“ (Beck 1986) der Nachkriegsprosperität so weit mitgenommen, dass sich ihre Situation von den Verarmungszuständen des vorherigen 19. Jahrhunderts deutlich entfernte.

„Die ökologische Krise als soziale Frage“ zu diskutieren, wie es sich die *Ad hoc*-Session zur Aufgabe macht, erscheint historisch betrachtet zunächst irreführend. Es ist nicht sofort ersichtlich, warum ökologische als soziale Probleme betrachtet werden sollten, wenn es sich doch um sehr unterschiedliche Phänomene handelt und die sozialen Probleme zum Zeitpunkt des Wahrnehmens der ökologischen sogar in den Hintergrund treten. Beides sollte jedenfalls nicht zu schnell miteinander verknüpft werden. Die zentrale These, die im Folgenden diskutiert wird, besagt vielmehr, dass es systematische Unterschiede gibt und dass diese zuerst sehr genau herausgearbeitet werden müssen, bevor Analysen

von Zusammenhängen zu weiterführenden Einsichten verhelfen können. Diese Unterschiede werden in den nächsten Abschnitten zuerst empirisch-exemplarisch plausibilisiert, bevor analytische Unterscheidungen vorgeschlagen und diskutiert werden.

Wunsch und Wirklichkeit sozialer und ökologischer Problemstellungen

Tatsächlich folgt die Veranstaltung – dem Call entsprechend – der These, dass die ökologische Krise sich in sozial ungleicher Weise auswirkt. So scheinen sozial schlechter Gestellte mehr unter den Konsequenzen ökologischer Probleme leiden zu müssen. Weiterhin votierten sozial Benachteiligte eher gegen ökologische Maßnahmen, womit sie selbst die Konsequenzen ihrer ökologischen, vor allem gesundheitlichen Benachteiligung noch weiter verschärfen würden. Schließlich, so die Annahme, wirken sich umweltpolitische Entscheidungen ebenfalls typischerweise in derselben Richtung aus, verstärken also die Effekte sozialer Spaltung.

Die dafür im Call angeführten Beispiele sind plausibel, aber auch suggestiv. Während die Nachhaltigkeitsdebatte oft dazu tendiert, soziale und ökologische Aspekte vorschnell und einseitig *positiv* zu verknüpfen, das heißt vor allem Ausschau nach Lösungen im Sinne von sozial-ökologischen Win-win-Konstellationen zu halten (Fuchs et al. 2015), tendiert die kritische Diskussion leicht in die entgegengesetzte Richtung. Wenn also Ökostrom auch noch billiger ist, wäre dies zugleich ein ökologischer und sozialer Gewinn. Wenn sozial Benachteiligte in ungesünderen Stadtteilen wohnen, etwa an lauten Ausfallstraßen mit hoher Luftverschmutzung, verstärken sich soziale und ökologische Effekte dagegen *negativ*.

Letztlich postulieren damit freilich beide – ökosoziale Kritik ebenso wie allzu optimistische Nachhaltigkeitslösungen – bei aller Gegensätzlichkeit doch etwas Gemeinsames, nämlich dass Soziales und Ökologisches in dieselbe Richtung weisen würden. Folglich wird auch gezielt nach der mutmaßlich „gleichen gesellschaftlichen Dynamik“ (Call der Veranstaltung) gesucht, die sowohl soziale Ungleichheiten als auch ökologische Krisenphänomene hervortreibt. Aber gibt es jenseits der zweifellos auffindbaren Beispiele tatsächlich diesen Zusammenklang, diese gleiche Ausrichtung sozialer und ökologischer Probleme, die sich aus denselben Quellen, ja vielleicht gar derselben Quelle (im Singular) speisen und deshalb auch, packt man die Probleme nur an der richtigen Wurzel, am besten gemeinsam zu lösen seien?

Zweifellos lassen sich, das ist bereits eingeräumt, Beispiele dafür finden, dass sozial Benachteiligte auch in ökologisch benachteiligten Verhältnissen leben; ebenso lassen sich Beispiele angeben, in denen hohe soziale Ungleichheit ökologischen Problemlösungen entgegenläuft. Politisch erscheint es äußerst vielversprechend, nachweisen zu können, dass soziale und ökologische Probleme in ein und dieselbe Richtung weisen. Denn dann können deren Akteure mit vereinten Kräften den sozial-ökologischen Wandel voranbringen. Dennoch ist diese gesuchte Einigkeit in den fünf Jahrzehnten der ökologischen Krise kaum gelungen – man denke hier an das Verhältnis von Gewerkschaften und Umweltverbänden; ein weiterer empirischer, neben dem historischen Zweifel daran, dass es eine Gleichartigkeit und Gleichgerichtetheit in den Problemstrukturen gebe. Man muss sogar noch weiter gehen und feststellen, dass die ökologischen Probleme gerade deshalb auf den Plan gerufen wurden, weil die sozialen Probleme gelöst wurden bzw. präziser: wegen der Art und Weise, in der die sozialen Ungleichheiten befriedet wurden. Denn diese Befriedung folgte dem Wachstumsmodus der prosperierenden Wohlstandsgesellschaften. Je mehr materieller Wohlstand geschaffen werden konnte, umso

mehr ließen sich die unteren Schichten daran beteiligen, ohne dass die oberen auf Wohlstand bzw. andauernden Wohlstandszuwachs verzichten mussten. Umso mehr wurde freilich auch der Zugriff auf natürliche Ressourcen forciert. Ökologische und soziale Fragen weisen damit aber offensichtlich in genau entgegengesetzte Richtungen: Je mehr sozialer Ausgleich via Verteilung materieller Wohlstandszuwächse desto größer die Eingriffstiefe und Übernutzung biophysischer Zusammenhänge. Die politische Intention, beide drängenden Problemkreise zusammen, sogar in einem lösen zu wollen, ist verständlich. Freilich ist hier der Wunsch Vater des Gedankens, wo es zunächst einer Analyse der Differenzen bedürfte.

Bei genauerer Betrachtung werden sich weitere Beispiele finden, bei denen ökologische und soziale Probleme oder deren Lösungen eben nicht in derselben Richtung liegen, mitunter gar im konflikthafte Gegensatz zueinander stehen, so dass Versuche der Lösung der einen Seite die Probleme der jeweils anderen sogar verstärken. Während es also einerseits Hinweise dafür gibt, dass sozial Benachteiligte auch ökologisch benachteiligt leben, gibt es andererseits gegenteilige Hinweise. So leben die gesellschaftlichen Eliten typischerweise in großen Städten, obwohl doch das Leben auf dem Lande oftmals gesünder wäre.

Noch komplexer wird das Zusammenspiel, wenn man in Betracht zieht, dass Problemanalyse und Lösungssuche Zweierlei sind. Dazu ein Beispiel aus den eigenen Forschungen zu Lebensmittel-Tafeln (Lorenz 2012), das zwar die gemeinsame Richtung in der *Problemanalyse* bedient, nicht aber die der *Lösungssuche*. Das Versprechen der Tafeln, folgt man den Aktivist/innen sowie den unterstützenden Sponsoren und Politiker/innen, liegt darin, soziale und ökologische Probleme in einem Zuge bearbeiten zu können, nämlich die von Lebensmittelüberschüssen einerseits, von Armut andererseits. Dies soll durch das Konzept gelingen, dass Lebensmittelreste eingesammelt und an Menschen in armen Lebenssituation verteilt werden: Was einerseits zu viel vorhanden ist, komme denen zugute, die zu wenig haben. Die soziologische Analyse zeigt allerdings gegenteilige Effekte. Einerseits werden Lebensmittelüberschüsse keineswegs vermieden, sondern vielmehr einer neuen Verwendung zugeführt. Das kann durchaus dazu führen, sogar mit unbeschwerterem Gewissen wegzuerwerfen, was die Überschusserzeugung sogar befördern kann. Dementsprechend erklingt bei den Tafeln häufig die Klage, nicht genügend zu verteilen zu haben, während keine Freude darüber aufkommt, wenn weniger Überschüsse anfallen. Die Tafeln stecken im strukturellen Widerspruch des eigenen Konzepts: Die Überschüsse vorgeblich verringern zu wollen, die doch zugleich die Ressourcenbasis der eigenen Aktivitäten darstellen. Auf der anderen Seite ist die soziale Unterstützung mit Lebensmittelüberschüssen keineswegs eine, die soziale Probleme einfach lösen könnte. Sicherlich können Lebensmittelhilfen vordergründig Linderung bei materieller Not bieten, deshalb gehen die Tafelnutzenden ja zu den Ausgabestellen. Der Preis dafür ist freilich hoch, weil die Hilfen soziale Ausgrenzung reproduzieren. Was vom exzessiven Wählen im gesellschaftlichen Überfluss an Überschüssen übrig bleibt, damit werden via Tafeln diejenigen versorgt, die keinen Zugang zu solchen Wahlmöglichkeiten haben. Das ist der Kern sozialer Ausgrenzung, wie sie am Phänomen der Tafeln exemplarisch sichtbar wird (Lorenz 2015): selbst nicht wählen können, sondern mit den abgewählten Resten der am exzessiven Wählen Beteiligten versorgt zu werden. Lebensmittelhilfen reproduzieren soziale Ausgrenzung statt aus ihr herauszuführen. Nur weil Lebensmittelüberschüsse massenhaft verfügbar sind, sind es nicht schon geeignete Mittel sozialer Unterstützung. Kurz: Lebensmittelhilfen sind der Versuch, sehr verschiedenartige Problemfelder in einer Win-win-Konstellation zu verknüpfen, während die Verschiedenartigkeit gerade der Grund dafür ist, warum die zum Einsatz kommenden Mittel der erhofften Problemlösungen sich letztlich als beiderseits untauglich oder gar kontraproduktiv erweisen (Lorenz 2018).

Das Beispiel zeigt, wie widersprüchlich soziale und ökologische Aspekte hier zusammentreffen. Sowohl für die aktivistische Annahme als auch in der soziologischen *Analyse* weisen soziale und ökolo-

gische Aspekte in eine, aber nicht dieselbe Richtung – aktivistisch stellt es sich als eine sich positiv verstärkende Richtung dar (weniger Überschüsse und Armut), während die Analyse eine negative Verstärkung ausmacht. Soziologisch muss die Konsequenz für potenzielle Problemlösungen deshalb allerdings heißen, dass gerade den Eigentümlichkeiten der beiden Probleme – Lebensmittelüberschüsse einerseits, Armut und Ausgrenzung andererseits – Rechnung getragen werden müsste. Ökologische und soziale Probleme müssten hier in ihrer Bearbeitung *getrennt* werden, statt sie kurzschlüssig zu verbinden. Um Lebensmittelüberschüsse zu reduzieren, müsste deren *Erzeugung* in Produktion und Konsum angegangen werden, worauf die Tafeln keinen (positiven) Einfluss haben. Soziale Ausgrenzung müsste dadurch überwunden werden, dass allen ähnliche Optionen verschafft würden, am gesellschaftlichen Leben teilzunehmen (hier: sich ihren Lebensbedarf über Konsum zu sichern), was sich den Mitteln und Möglichkeiten der Tafeln ebenfalls entzieht.

Wenn sich also soziale und ökologische Probleme nicht eindeutig zueinander in Beziehung setzen lassen, sich vielmehr ebenso Beispiele für gleichgerichtete, sich gegebenenfalls wechselseitig verstärkende wie auch für gegenläufige Zusammenhänge finden, dann folgt daraus, dass es sich um zwei unabhängige Dimensionen handeln muss. Tabellarisch lässt sich das wie folgt darstellen.

Tabelle: Empirische Systematisierung im Vier-Felder-Schema

	Ökologisch	Lösungen (+)	Krise (-)
Sozial			
Ausgleich/Gerechtigkeit (+)		positiv verstärkend (Win-win) z.B. Kostenersparnis durch Energieeinsparung	gegenläufig (öko -/ sozial +) z.B. Ausgleich durch Wachstum
Ungleichheit (-)		gegenläufig (öko +/ sozial -) z.B. Ökosteuern ohne Sozialausgleich	negativ verstärkend (lose-lose) z.B. Lebensmittel-„Tafeln“

Naturalistische Fehlschlüsse und Umweltsoziologie

Reflektiert man den oben genannten naheliegenden Wunsch, soziale und ökologische Probleme in einem Zuge bearbeiten zu können, kommen weitreichende, politisch wie umweltsoziologisch problematische Konsequenzen zum Tragen, die ebenfalls zu erwägen sind. Ökologische *können* zu sozialen Problemen führen; machte man dies aber zur Regel, zum *notwendigen* Zusammenhang, würde dies naturalistische Fehlannahmen implizieren. Varianten solcher Argumentation lassen sich in den ökologischen Diskursen immer wieder aufweisen. Ein Beispiel bieten ökologische Diagnosen und Forderungen zu den sogenannten „Planetaren Grenzen“ (Steffen et al. 2015). Auf den Seiten des PIK Potsdam wird in einer Pressemitteilung der Leitautor der Studie, Will Steffen, zitiert mit: „Durch das Überschreiten dieser Grenzen erhöht sich das Risiko, dass der Einfluss des Menschen die Erde weniger lebensfreundlich macht, dass Bemühungen zur Armutsbekämpfung beeinträchtigt werden, und dass sich das menschliche Wohlergehen in vielen Teilen der Welt verschlechtern könnte, auch in reichen“ (<https://www.pik-potsdam.de/aktuelles/pressemitteilungen/vier-von-neun-planetaren-grenzen201d-bereits-ueberschritten>, zugegriffen: 12. März 2018).

Wenn auf Basis naturwissenschaftlicher Erkenntnisse behauptet wird, dass die Überschreitung „Planetarer Grenzen“ die „Bemühungen zur Armutsbekämpfung“ eingrenzen würden, dann ist das ein solcher Fehlschluss, der soziologisch zurückgewiesen werden muss. Denn Armut und Ungleichheit sind Ausdruck eines Sozialverhältnisses, nicht ökologischer Bedingungen. Nach westlichen Maßstäben arme, nicht-wohlständige Gesellschaften können sehr viel weniger von Ungleichheit und Not geprägt sein (exemplarisch Sahlins 1972), während besonders reiche offensichtlich sehr ungleich sein können. Mit anderen Worten kann sehr wenig doch gerecht verteilt sein, so dass alle ihr Auskommen haben, während die Verfügung über sehr viel materiellen Wohlstand so ungleich verteilt sein kann, dass dennoch viele Menschen in Armut leben müssen. Ob man sich um Armutsbekämpfung bemüht, ist deshalb als soziales Problem analytisch davon zu trennen, inwiefern ökologische Übernutzung den verfügbaren Wohlstand für alle einschränkt. Die vorschnelle Verknüpfung ökologischer und sozialer Probleme unterläuft vielmehr soziale Ungleichheits- und Gerechtigkeitsfragen und reduziert sie auf technische Versorgungsprobleme unter den schlicht als gegeben angenommenen, sozial ungleichen gesellschaftlichen Bedingungen.

Soziale von ökologischen Problemstrukturen zu unterscheiden, fordert freilich wiederum die Umweltsoziologie neu heraus. Seit den 1980er Jahren arbeitet sie daran, Gesellschaft-Natur-Verhältnisse theoretisch zu bestimmen, wobei sie sich zwar typischerweise gegen naturalistische Annahmen wendet, oft aber auch soziozentrisch-sozialkonstruktivistische Ansätze als unzureichend kritisiert (Brand, Kropp 2004; Groß 2006). Ohne diese Fragen letztlich zu entscheiden, tendierte die umweltsoziologische Forschung doch dahin, ‚Vermittlungen‘ zwischen und ‚dritte Wege‘ jenseits dieser Perspektiven anzustreben. Forschungsansätze sollten also auch hier vor allem die *Verbindungen* sozialer und ökologischer Problemstellungen aufnehmen können.

Der Blick darauf, wie ‚Natur‘ oder ‚Umwelt‘ soziologisch zu fassen, das heißt in sozial-ökologische Analyseperspektiven einzubeziehen sind, hat aus heutiger Sicht dazu geführt, so die hier vertretene These, dass eine andere Unterscheidung vernachlässigt wurde, nämlich die zwischen sozial-ökologischen und sozialen Fragen (Lorenz 2017a). Nachdem der Begriff „sozial-ökologisch“ bislang alles meinte, was Soziales mit Ökologischem verknüpft, ist dies nun spezifischer gemeint: „sozial-ökologisch“ bezeichnet hier alle ökologischen Fragen, sofern sie aus einer sozialwissenschaftlichen Perspektive untersucht werden; mit anderen Worten: für die Sozialwissenschaften sind ökologische Fragestellungen immer sozial-ökologische, sie stehen immer in Verbindung mit sozialen Aspekten.¹ Die Storyline der Umweltsoziologie lautet typischerweise, dass die historische Disziplinentrennung zwischen Natur- und Sozialwissenschaften ein Problem darstellt, weil damit der sozialwissenschaftliche Zugang zu gesellschaftlichen Naturverhältnissen verbaut wurde. Soziales sollte sozial erklärt werden, nicht als Naturphänomen; andererseits überließ man damit zugleich den Naturwissenschaften gänzlich die Natur. Die ökologische Krise forderte – und fordert – von der Soziologie, diese Selbstbegrenzung zu überwinden, weil offensichtlich die gesellschaftlichen Entwicklungen Einfluss auf die biophysischen Lebensbedingungen nehmen, was wiederum auf die gesellschaftlichen Entwicklungsmöglichkeiten rückwirkt. Das heißt, gesellschaftliche und ‚Umwelt‘-Entwicklungen sind nicht unabhängig voneinander, können also auch nicht isoliert voneinander verstanden werden.

¹ Es lässt sich nicht ganz vermeiden, im vorliegenden Text beide Bedeutungen von „sozial-ökologisch“ zu verwenden. In der verbreiteten sozial-ökologischen (Transformation-)Forschung wird all das „sozial-ökologisch“ genannt, was hier in „ökologisch“ (naturwissenschaftliche Fragen der Ökologie), „sozial-ökologisch“ (sozialwissenschaftliche Perspektiven auf ökologische Probleme der Über/Nutzung von Natur) und „sozial“ (im engeren Sinne Ungleichheits- und Gerechtigkeitsfragen) differenziert wird.

Das ist als allgemeine Feststellung alles richtig, was aber nicht heißt, dass es *nur noch* sozial-ökologische Fragen in diesem Sinne gebe, dass diese immer und überall relevant wären. Zugleich gibt es weiterhin zahlreiche *soziale* Fragen, die sich nicht oder nur sehr vermittelt als *sozial-ökologische* verstehen lassen. *Die umweltsoziologische Kontroverse zwischen Naturalismus, Soziozentrismus und Vermittlungsversuchen muss heute dahingehend neu beantwortet werden, dass Natur-Gesellschaft-Verhältnisse zwar einerseits tatsächlich als ‚verwobene‘ gefasst werden müssen, entsprechend auch die sozial-ökologischen Über/Nutzungsprobleme. Andererseits gibt es aber gleichwohl soziale, vor allem Ungleichheits- und Gerechtigkeitsprobleme, die analytisch unabhängig davon zu klären sind.* Die analytische Unterscheidung wird im Folgenden anhand gesellschaftstheoretischer Perspektiven skizziert.

Gesellschaftstheoretische Konzepte zur analytischen Unterscheidung

Dass sich im Kern (sozial-)ökologische Perspektiven (etwa Beck 1986, Latour 1998) mit der sozialen Frage schwertun und umgekehrt soziologische Ungleichheitsperspektiven typischerweise kein Sensorium für ökologische Probleme aufweisen, hat also Gründe in der jeweiligen Problemstruktur. Soziale und ökologische Probleme *müssen* sogar, folgt man den bisherigen Ausführungen, *analytisch unterschieden* werden. Diese Unterscheidung habe ich bereits an verschiedenen Stellen mit Verweis auf gesellschaftstheoretische Konzepte diskutiert (Lorenz 2014, 2016, 2017b) und werde es hier deshalb nur cursorisch zusammenfassen. Insbesondere im Zusammenhang mit Kontroversen um die Deutung der Gesellschaft als entweder kapitalistische oder als Industriegesellschaft finden sich diese analytischen Differenzierungen, namentlich bei Theodor W. Adornos (1969) Beitrag zum vor 50 Jahren stattgefundenen Soziologiekongress und in Anthony Giddens' (1997) Modernediagnose. Für die Zwecke des vorliegenden Beitrags ist entscheidend, dass die gesellschaftstheoretische Analyseperspektive des Kapitalismus sich mit Ungleichheitsanalysen verbindet (soziale Frage), während sich die industriegesellschaftliche Perspektive auf wissenschaftlich-technologische Manipulationen biophysischer Zusammenhänge bezieht, die für ökologische Fragen relevant sind. Entsprechend ordnet Giddens der ersteren Problemperspektive die Arbeiterbewegung als zentralen Akteur zu, während für die letztere ökologische Bewegungen als Akteure stehen. Die kapitalistische Ökonomie operiert mit Kalkulationen (Gewinne/Verluste), während die Industrie naturwissenschaftlich-technischen Manipulationsmustern folgt – zwei unterschiedliche Operationsmodi, die sich nicht aufeinander reduzieren oder auseinander ableiten lassen (Lorenz 2016). *Hier liegen, gesellschaftstheoretisch betrachtet, die Gründe dafür, warum sich die ökologische Krise nicht ohne weiteres als Soziale Frage behandeln lässt.* Darin liegt auch der Grund dafür, warum eine Umweltsoziologie im engeren Sinne die *Soziale Frage* nicht einfach in sich aufnehmen kann – und umgekehrt die Ungleichheitssoziologie nicht die *Ökologische Frage*.

Die Differenzierung gesellschaftstheoretischer Perspektiven in solche der Kapitalismusanalyse einerseits, der Industriegesellschaft andererseits bietet eine analytische Unterscheidung der eingangs empirisch eingeführten Phänomene der sozialen Frage einerseits und der ökologischen Krise andererseits. In der Konsequenz bedeutet das: Die soziale Frage ist und bleibt eine soziale Frage; gerechte Sozialverhältnisse müssen sozial (können nicht aus ökologischen Verhältnissen) begründet werden. Die soziale Frage ist analytisch von sozial-ökologischen Fragen der Gesellschaft-Natur-Verhältnisse (Über/Nutzung) zu trennen, was die beiden ‚Dimensionen‘ der oben gegebenen Tabelle theoretisch begründet. Entsprechend ihrer Kombinationen lassen sich die empirisch diversen Beispiele finden. *Empirisch* sind ökologische mit sozialen Fragen – in der einen Welt – zweifellos „untrennbar verwoben“ (Call der Veranstaltung). Die Untersuchung der konkreten Gestaltung dieser Zusammenhänge muss

sich aber zunächst an der *analytischen* Unterscheidung zwischen sozialen (Gerechtigkeit) gegenüber sozial-ökologischen (Über/Nutzung) Problemlogiken ausrichten. Damit werden zugleich Systematisierungsoptionen sichtbar, welche empirischen Problemkombinationen erwartet werden können.

Anmerkung: Die analytische Unterscheidung in Kapitalismus versus Industriegesellschaft wird einerseits, wie die Verweise auf Adorno und Giddens zeigen, schon länger vertreten, ist andererseits auch in der Umweltsoziologie bereits als verfehlt zurückgewiesen (Lange 2011, S.33) worden. Anhand der Differenzierung sozialer und ökologischer Probleme wird ihre Relevanz aber sichtbar. Folgt man diesen Überlegungen wird erst sichtbar, wie problematisch es ist, dass diese Unterscheidungen in den sozialwissenschaftlichen Debatten meist *nicht* getroffen werden. Dann erscheinen nämlich viele sozialwissenschaftliche Analysen in neuem Licht und zwar nicht nur neuere sozial-ökologische, sondern bereits klassische soziologische. Dies soll hier nur exemplarisch angedeutet werden. So spielt die zunehmende Berechenbarkeit im Umgang der Menschen in modernen Gesellschaften bei Georg Simmel eine bedeutende Rolle. Dabei wird zwar eine enge Verwandtschaft von naturwissenschaftlich-quantifizierender Festlegung der Welt und geldwirtschaftlicher Kalkulation aufgewiesen, ohne das ‚Entsprechungs‘-Verhältnis allerdings analytisch genauer zu bestimmen.

„Dem Ideale der Naturwissenschaft, die Welt in ein Rechenexempel zu verwandeln, jeden Teil ihrer in mathematischen Formeln festzulegen, entspricht die rechnerische Exaktheit des praktischen Lebens, die ihm die Geldwirtschaft gebracht hat; sie erst hat den Tag so vieler Menschen mit Abwägen, Rechnen, zahlenmäßigem Bestimmen, Reduzieren qualitativer Werte auf quantitative ausgefüllt. Durch das rechnerische Wesen des Geldes ist in das Verhältnis der Lebenselemente eine Präzision, eine Sicherheit in der Bestimmung von Gleichheiten und Ungleichheiten, eine Unzweideutigkeit in Verabredungen und Ausmachungen gekommen – wie sie äußerlich durch die allgemeine Verbreitung der Taschenuhren bewirkt wird. Es sind aber die Bedingungen der Großstadt, die für diesen Wesenszug so Ursache wie Wirkung sind“ (Simmel 1995, S.119).

Schon näher an sozial-ökologischen Themen, weil eine Referenz dieser Forschungen (so auch im Call der Veranstaltung), zeigt sich die Arbeit von Karl Polanyi zur „Great Transformation“. Obwohl seine ganze Argumentation dahin geht, das selbstregulierende Marktsystem und dessen Kalkulationen ins Zentrum moderner Gesellschaftsentwicklung zu rücken, erscheint doch an verschiedenen Stellen gerade die industrielle Maschinerie als zugrundeliegende Entwicklungskraft. So heißt es bei Polanyi (1978, S.68):

„Wir sind der Ansicht, daß alle diese Faktoren bloß Erscheinungen der einen entscheidenden Veränderung waren, der Errichtung der Marktwirtschaft, und daß das Wesen dieser Institution nicht voll erfaßt werden kann, wenn man die Auswirkungen der Maschine auf eine kommerzielle Gesellschaft nicht erkennt. Wir wollen keineswegs behaupten, daß die Maschine das Geschehene verursachte, aber wir sind davon überzeugt, daß in dem Augenblick, in dem komplizierte Maschinen und Produktionsstätten im Rahmen einer kommerziellen Gesellschaft eingesetzt wurden, zwangsläufig die Idee von einem selbstregulierenden Markt entstehen mußte“ (Polanyi 1978, S.68).

„Man erkannte nicht, daß die Verwandlung der Märkte in ein selbstregulierendes System von ungeheurer Machtfülle nicht das Ergebnis einer den Märkten innewohnenden, natürlichen Tendenz zur Ausuferung war, sondern vielmehr die Auswirkung der durchaus künstlichen Anreize, die dem Gesellschaftskörper appliziert wurden, um mit

einer Situation fertigzuwerden, die wiederum von dem nicht weniger künstlichen Phänomen der Maschine geschaffen worden war“ (Polanyi 1978, S. 89).

„Es war nicht das Herauskommen der Maschine als solcher, sondern die Erfindung komplizierter und somit spezieller Maschinen und Fabrikationsstätten, die das Verhältnis des Kaufmanns zur Produktion völlig veränderte“ (Polanyi 1978, S.110).

In meinen oben genannten Arbeiten habe ich die Forschungen verschiedener Autor/innen daraufhin diskutiert, inwiefern die mangelnde Differenzierung von Industrialismus und Kapitalismus zu analytischen Schwierigkeiten führt, die letztlich meine eigenen Diskussionen einholten. So ordne ich Niko Paech in meinem Buch (Lorenz 2014) der industriegesellschaftlichen Perspektive zu, weil er selbst sich nicht als Kapitalismuskritiker begreift, sondern die Gesellschaft typischerweise als Industriegesellschaft (oder Konsumgesellschaft) adressiert. Interessanterweise zeigt aber eine genauere Betrachtung, dass die Wachstumsdynamik bei Paech letztlich eben durch ökonomische „Konkurrenzbeziehungen“ (Paech 2016, S.143) getrieben wird; weshalb er auch die „Überwindung kapitalbedingter Expansionstreiber“ (Paech 2016, S.147) fordert. Entlang der oben mit Adorno und Giddens eingeführten Unterscheidungen rückt dies Paech freilich vielmehr in die Kapitalismuskritik statt Industrialismuskritik.

Kalkulation und Manipulation – mögliche Übersetzungen? Ein Fazit

Wenn sich soziale und sozial-ökologische Problemmuster analytisch unterscheiden, dann können sie auch empirisch unabhängig voneinander auftreten. Es *kann* also gesellschaftliche Probleme geben, die entweder als soziale Probleme (Gerechtigkeit) zu lösen sind, oder solche, die als ökologische (Übernutzung) zu lösen sind. Sie *können* und werden oftmals aber empirisch auch zusammentreffen, wofür bereits Beispiele genannt wurden. Was bedeutet dann die analytische Unterscheidung im Hinblick auf das empirische Zusammenwirken?

Die Konsequenz der Überlegungen ist, dass soziale und ökologische Aspekte gesellschaftlicher Probleme grundsätzlich analytisch unterschieden werden müssen, statt dem Wunsch einer zügigen Integration zu folgen. Nur dann kann nämlich untersucht werden, inwiefern sie auf die ein oder andere Weise sich wechselseitig verstärkend auswirken oder sich vielmehr in einer widersprüchlichen Konstellation befinden, die letztlich nach einer Abwägung verlangt, aber nicht konfliktfrei (win-win) zu lösen ist.

Nicht immer wird leicht zu unterscheiden sein, welche Wirkungszusammenhänge konkrete Problemkonstellationen ausmachen oder antreiben. Folgt man der Unterscheidung, dass soziale Ungleichheitsprobleme aus kalkulierenden Gewinn-Verlust-Operationen resultieren, während ökologische Nutzungsprobleme primär aus wissenschaftlich-technologischen Eingriffen in biophysische Zusammenhänge resultieren, bietet dies weitere Analysemöglichkeiten. Denn das empirische Zusammenwirken kann dann offensichtlich als *Übersetzungen* gedeutet werden. Die kapitalistische Ökonomie nutzt technologische Entwicklungen, um die Profite zu steigern, wie umgekehrt die Realisierung technologischer Innovationen auch Gewinne verspricht, die sich für weitere technologische Entwicklungen nutzen lassen. Wichtig ist dabei aber zu berücksichtigen, dass die jeweilige Logik der Kalkulation oder Manipulation dominant bleibt:

- Mittels Geld wird kalkuliert, um Gewinne zu erzielen; so lässt sich auch Geld in Technologien investieren, um ‚mit Technik‘ Gewinne zu erzielen. Basis des Gewinns ist aber nicht direkt die

Technik *als* Technik, sondern die Kalkulation mit Technik als Ware. Unternehmer/innen sind nicht an den neuen technologischen Möglichkeiten interessiert, sondern daran, inwiefern sich diese verkaufen lassen, um Gewinne zu erzielen.

- Mittels Technologien werden biophysische Zusammenhänge manipuliert, um die materialen Verhältnisse zu gestalten. Sodann lassen sich Technik oder die mit ihrer Hilfe neu geschaffenen materialen Bedingungen verkaufen, um mit den Geldeinnahmen neue Möglichkeiten technologischer Entwicklung zu fördern. Basis der Innovation ist aber nicht der Gewinn *als* Gewinn, sondern als indirekte Ressource, als eine Option, Ressourcen für weitere Manipulationen zu mobilisieren. Der Ingenieur ist nicht am kalkulierten Geldgewinn interessiert, sondern daran, ‚die Welt zu verändern‘.

Gewinninteresse kann deshalb zwar Investitionen in Technologieentwicklung motivieren, aber Gewinn-Kalkulation erfindet nicht selbst neue Technologien. Dass kapitalistische Akkumulation und Profitstreben „die *Richtung* des technisch-industriellen Fortschritts bestimm(en)“ (Barth, Reitz 2016, S.45), ist deshalb eine zu einfache Vorstellung. Selbstverständlich gibt es Einflüsse des Geldes auf Technik: indem in bestimmte neue Technologien investiert wird – und in unverkäufliche eben nicht – oder indem an alten Technologien (wie Kohlekraftwerken) lange festgehalten wird, um deren Gewinnmöglichkeiten auszuschöpfen. Aber selbst wenn man Gewinnstreben als Richtung auffasst, ist es eben die Richtung des Gewinns, während der Einfluss auf technologische Innovation dabei immer nur indirekt ausfallen kann. Zu bedenken ist zudem, dass es weitere indirekte, nicht-kommerzielle Einflussnahmen gibt, insbesondere solche staatlicher und kultureller Art. Was an Technologieentwicklung möglich ist, hängt aber *primär* vom Stand wissenschaftlich-technologischer Entwicklung selbst ab, dieser gibt Rahmen und ‚Richtung‘ vor. Hinzukommen eigendynamisch getriebene Entwicklungen, die sich unter anderem daraus ergeben, dass Technologieentwicklung Probleme hervortreibt, die mit neuen Technologien behoben werden, die wiederum eigene Probleme mit sich bringen, die erneut technologisch bearbeitet werden usw. Nur wenn man von dieser relativen Eigenständigkeit technologischer Entwicklung ausgeht, sind auch ökologische Problemstellungen angemessen zu verstehen. Dass ökonomische Kalkulationslogik keine Rücksicht auf ökologische Gefährdungen nimmt, ist offensichtlich; sie kann sich für technologische Entwicklungen sowohl fördernd als auch bremsend auswirken und führt nicht zwangsläufig zu ökologischen Problemen (Lorenz 2016, 2017b).

Der Beitrag zeigt sowohl empirisch-exemplarisch als auch analytisch die Differenzen zwischen sozialen und ökologischen Fragestellungen auf und reflektiert daraus resultierende Konsequenzen für die Untersuchung und Bearbeitung sozial-ökologischer und sozialer gesellschaftlicher Probleme. Im Ergebnis lautet das Plädoyer deshalb, dass „die ökologische Frage als soziale Frage“ erst dann tragfähige weiterführende Einsichten erwarten lässt, wenn zuvor ökologische und soziale Problemstellungen und Entwicklungsmuster in ihrer Unterschiedlichkeit und Eigenständigkeit genau bestimmt wurden, wie es der vorliegende Beitrag vorschlägt.

Literatur

- Adorno, Theodor W. 1969. Einleitungsvortrag zum 16. deutschen Soziologentag. In *Spätkapitalismus oder Industriegesellschaft?*, Hrsg. Theodor W. Adorno, 12–26. Stuttgart: Enke.
- Barth, Thomas und Tilman Reitz. 2016. Strukturprobleme der Krisenbewältigung: Weshalb die Wachstumskritik vom Kapitalismus nicht schweigen sollte. In *Wachstum – Krise und Kritik. Die Grenzen der kapitalistisch-industriellen Lebensweise*, Hrsg. AK Postwachstum, 39–59. Frankfurt und New York: Campus.

- Baudrillard, Jean. 2015 [1970]. *Die Konsumgesellschaft. Ihre Mythen, ihre Strukturen*. Wiesbaden: Springer VS.
- Beck, Ulrich. 1986. *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre. 1999 [1979]. *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Brand, Karl-Werner und Cordula Kropp. 2004. Naturverständnisse in der Soziologie. In *Naturverständnisse in der Nachhaltigkeitsforschung*, Hrsg. Dieter Rink und Monika Wächter, 103–140. Frankfurt und New York: Campus.
- Fuchs, Doris et al. 2016. Power. The Missing Element in Sustainable Consumption and Absolute Reductions Research and Action. *Journal of Cleaner Production* 132:298–307.
- Giddens, Anthony. 1997 [1990]. *Konsequenzen der Moderne*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Groß, Matthias. 2006. *Natur*. Bielefeld: transcript.
- Lange, Hellmuth. 2011. Umweltsoziologie in Deutschland und Europa. In *Handbuch Umweltsoziologie*, Hrsg. Matthias Groß, 19–53. Wiesbaden: VS.
- Latour, Bruno. 1998 [1991]. *Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie*. Frankfurt am Main: Fischer.
- Lorenz, Stephan. 2018. Rezension vom 24.10.2018 zu: Graham Riches 2018: Food Bank Nations. Poverty, corporate charity and the right to food. Abingdon/ New York: Routledge. In *socialnet* Rezensionen. <https://www.socialnet.de/rezensionen/24484.php> (Zugegriffen: 10. Februar 2019).
- Lorenz, Stephan. 2017a. Kritische Reflexion Sozialer Nachhaltigkeit. In *Symposium: Soziale Nachhaltigkeit, ISÖ-Text 2017-4*, Hrsg. Michael Opielka und Ortwin Renn, 125–137. <http://www.isoe.org/wp-content/uploads/2017-11-13-IS%C3%96-Text-2017-4-Symposium-Soziale-Nachhaltigkeit-2.11.2017.pdf> (Zugegriffen: 10. Februar 2019).
- Lorenz, Stephan. 2017b. Ecological criticism of growth and the means and ends of technology: A pragmatist perspective on societal dynamics. *Journal of Cleaner Production* 166C:98–106.
- Lorenz, Stephan. 2016. Wachstumskritiken – ökologisch und sozial. In *Wachstum – Krise und Kritik. Die Grenzen der kapitalistisch-industriellen Lebensweise*, Hrsg. AK Postwachstum, 15–38. Frankfurt und New York: Campus.
- Lorenz, Stephan. 2015. Having no choice: Social exclusion in the affluent society. *Journal of Exclusion Studies* 5(1):1–17.
- Lorenz, Stephan. 2014. *Mehr oder weniger? Zur Soziologie ökologischer Wachstumskritik und Nachhaltiger Entwicklung*. Bielefeld: transcript.
- Lorenz, Stephan. 2012. *Tafeln im flexiblen Überfluss. Ambivalenzen sozialen und ökologischen Engagements*. Bielefeld: transcript.
- Marcuse, Herbert 1969: Befreiung von der Überflußgesellschaft. *Kursbuch* 16:185–198.
- Paech, Niko. 2016. Postwachstumsökonomik als Reduktionsprogramm für industrielle Versorgungssysteme. In *Wachstum – Krise und Kritik. Die Grenzen der kapitalistisch-industriellen Lebensweise*, Hrsg. AK Postwachstum, 135–157. Frankfurt und New York: Campus.
- Polanyi, Karl. 1978 [1944]. *The Great Transformation. Politische und ökonomische Ursprünge von Gesellschaften und Wirtschaftssystemen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Radkau, Joachim. 2011. *Die Ära der Ökologie. Eine Weltgeschichte*. Bonn: bpb.
- Sahlins, Marshall. 1972. *Stone Age Economics*. New York: de Gruyter.
- Simmel, Georg. 1903. Die Großstädte und das Geistesleben. In *Aufsätze und Abhandlungen 1901–1908, Band 1. Gesamtausgabe Band 7*, Georg Simmel. 1995, 116–131. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Steffen, Will et al. 2015. Planetary boundaries: Guiding human development on a changing planet. *Science* 347, Issue 6223, 1259855.